

## Traumpfade im Busch - quer durch die Kimberleys in Nordaustralien

Im Nordwesten Australiens liegt ein raues, vergessenes Land, unzugänglich und rätselhaft. Seine Entstehung reicht zurück zu den Anfängen der Zeit. 23.000 Menschen leben heute hier - auf 345.000 km<sup>2</sup> Fläche. Nur wenige Tracks führen in die Einsamkeit des Kimberley Plateaus. Es ist ein Land der Extreme, grenzenlos, spröde und abweisend - aber auch schillernd und bezaubernd schön. Es ist "the back of beyond"...

Text & Fotos: Dr. Klaus Sparwasser

Unser Nissan sieht aus, als wäre er auf eine Landmine geraten. Überall liegen die Teile zwischen Benzinkanistern und Gepäckstücken auf dem grünen, kurzgeschorenen Rasen herum. Die Hände sind schwarz bis zu den Ellenbogen und das Schweißgerät läuft schon mal warm. Bestandsaufnahme einer Tour über knüppelharte Tracks: Unterfahrschutz demoliert, alle Schweißnähte der Bullbar gebrochen und der Reserveradhalter samt Rad hängt mit einem Ratschengurt am Dachträger. Immerhin hat er so über 1.500 km durch die inneraustralischen Wüsten durchgehalten. Jetzt ist Verschnaufpause angesagt und hier in Old Halls Creek, am südlichsten Rand der Kimberleys, kennt man sich aus mit solchen Blessuren. Die alte Goldgräberstadt verdankt ihre Existenz einem 10-Unzen Nugget, über den am 14. Juli 1885 Charlie Hall und John Slattery gestolpert sind. Zu Zeiten des folgenden Goldrausches lebten einmal mehr als zweitausend Menschen hier, doch heute erzählen nur noch ein paar Gräber und verfallenen Ruinen vom einstigen Glanz der Region. Die eigentliche Stadt ist in den 50-ern umgezogen, ein paar Kilometer weiter nach Norden, der besseren Wasserversorgung und des Airstrip wegen. Michael, der neue Manager der "Old Halls Creek Lodge", hat den Werkstattwagen ins Freie gerollt, Ein uralter Trailer mit Schraubstock, Blechschere und Schneidbrenner - Pannenhilfe im Busch. Funken spritzen in alle Richtungen, es stinkt nach Ozon. Die Schweißwülste sehen nicht gerade edel aus, aber sie halten und das ist die Hauptsache. Auf Schönheit kommt es hier nicht an. Als Dreingabe pinseln wir noch etwas rote Rostschutzfarbe obendrauf. "Nice", meint Michael grinsend. Er sieht das alles nicht so eng. Wie die meisten im Outback hat er eine bewegte Vergangenheit und ein abendfüllendes Repertoire an geradezu unglaublichen Geschichten. Jetzt wartet er auf die Touristenströme die da kommen sollen, sucht nach Gold und trinkt ab und zu ein Bier. Die Uhren gehen anders in OZ. Man hat Zeit - und Platz, endlos. Vor der Lodge dehnen sich sanfte Spinifexhügel in der flimmernden Hitze bis zum Horizont. Zahllose Hinkelsteine ragen unregelmäßig aus dem Stachelgras, Termitenhügel. Erst viel weiter nördlich wird das Land rauer und zerklüftet, glühen schroffe Kalksteinklippen in der Abenddämmerung, bedeckt Buschland die Täler soweit das Auge reicht. Man glaubt es kaum, aber wir stehen auf dem Boden eines verschwundenen Meeres. Vor Urzeiten donnerte hier die Brandung eines prähistorischen Ozeans bis tief ins Inland, brachen sich die Wellen an Riffen, die heute Bergketten sind. Gewaltige Kräfte im Erdinnern haben sie vor Jahrmillionen ans Licht befördert. Dort, irgendwo hinter dem Horizont, wo sich Dingos und Kängurus Gute Nacht sagen, liegt das vorläufige Ziel unserer Reise, das Mitchell Plateau und die ferne Küste dahinter. Asphaltierte Fernstraßen wie der "Great Northern Highway" umfassen die Region weitläufig und reihen einsame Outback-Städte in weitem Bogen wie Perlen auf eine Schnur. Von Wyndham im Nordosten spannt sich die Linie über Kunnunurra, Halls Creek, Fitzroy Crossing und Derby bis nach Broome. Dahinter liegt wenig mehr als nichts. Aus der Sicht der meisten Städter sind die gesamten Kimberleys eine einzige Ödnis. Eine menschenleere Wildnis von der Größe der Bundesrepublik, bevölkert von Rindern, Termiten

und Buschfliegen, sengend heiß im Sommer, ertränkt unter Schlamm in der "Wet". Kein Mensch käme auf die Idee hier Urlaub zu machen, von ein paar zivilisationsmüden Abenteurern aus Übersee einmal abgesehen. Hier zu überleben, bedeutet täglichen Kampf. Nicht umsonst sind Rinderfarmen in Australien so groß wie bei uns ganze Bundesländer. Der ausgedörrte Boden ernährt statistisch gesehen gerade mal ein Rindvieh auf einen Quadratkilometer. Da kommen Touristen gerade recht. Drei Riesenfarmen säumen die Schneise der inzwischen zum "Gravel Highway" mutierten, einstmals rauhen Gibb River Road, die das Plateau der Kimberleys zerschneidet und alle bieten mancherlei Vergnüglichkeiten für den anspruchsvollen Off Roader. "El Questro", am östlichen Anfang der Gibb, mit malerischen Billabongs, Palmentälern und "Scenic flights" über die nahegelegene Durack Range ist allemal einen Besuch wert. Wir kommen rechtzeitig zum allsamstäglichen BBQ und eines muss man den Australiern lassen: von gegrillten Steaks und kaltem Bier verstehen sie was. Nur herrscht für unseren Geschmack etwas zu viel Betrieb. Es zieht uns "out bush", in die Abgeschiedenheit des wilden Nordwestens. Vorläufig sieht es noch nicht nach Stille aus. Immer wieder fegen brodelnde Staubfahnen an uns vorüber. Hochbordige Geländewagen mit und ohne Trailer, Boot auf dem Dach, vollbesetzt mit Kind und Kegel kommen uns entgegen. Flammende Scheinwerfer, am hellen Tage, mitten im Outback. Wo zuviele das Gleiche wollen, wird es eng, selbst in "Down under". Erst nach dem Abzweig der Kalumburu Road kehrt Ruhe ein. Die rote Fahrspur schlängelt sich langsam dünner werdend durch lichten Eukalyptuswald. Kühe ruhen, von Sonnenflecken betupft, am Wegesrand. Wir sind immer noch auf Rinderland, genauer gesagt auf den 700.000 Acre Landfläche der Drysdale River Station. Hier gibt es Sprit, Eis für den Esky und einen Gummipfropf für unseren platten Reifen, den ein 2 cm-Faustkeil auf der Gibb glatt durchschlagen hat. Der Hof gleicht einem ungeordneten Ersatzteillager. Neben Motorteilen, mehr oder weniger vollständigen Kompressoren und Gradern für den Straßenbau rosten unzählige schrottreife Buggies vor sich hin. Martialische Überrollkäfige, kein Reifen gleicht dem anderen, die Sitze haben Löcher und auf den ersten Blick wirken die Gefährte wie Crash Cars nach einer langen Saison. Jedes Jahr im Juli brechen die Vehikel erneut zu einer abenteuerlichen Hetzjagd durch den Busch auf. Mit Unterstützung aus der Luft treiben die Bruchpiloten beim "Cattle-Mustering" auf 3.000 km<sup>2</sup> Fläche die Rinder zusammen. Vor Jahren war das "National Geographic Magazine" einmal hier und hat das Spektakel fotografiert, erzählt uns John stolz, der sich an unserem Platten zu schaffen macht. Das nächste große Ereignis findet in zwei Wochen statt. "Cricket", sagt er und grinst, "city versus bush". 300 Gäste („That's 300 Steaks, mate!") haben sich von überall her für das Happening angesagt. Viele davon werden mit dem eigenen Flieger einschweben. Angesichts der Dimensionen verständlich. Erst nach weiteren 200 staubigen Kilometern durch dichtes Buschland erreichen wir den 'turn off' zum Mitchell. Plateau. Wir queren die malerische Flusslandschaft des King Edward River. Jetzt, am Ende der "dry season" werden dabei kaum die Räder nass, aber in der Regenzeit verwandelt sich die traumhafte Seenlandschaft in einen gurgelnden Strom. Nach dem King Edward wird die Gangart entschieden ruppiger. Mit wechselnden Geschwindigkeiten von 20 Stundenkilometern bis wer weiß wohin scheppern wir über halbmeterhohen Waschbrettbelag und uns beschleicht für die nächsten 3 Stunden das unbezwingbare Gefühl, dass jede weitere Erschütterung unser Fahrzeug unweigerlich in seine Bestandteile zerlegen wird. Selten richtet sich der Bück zwischen der hektischen Suche nach unverhofften Richtungswechseln und spitzen Reifenkillern in die Landschaft, die sich verändert hat. Fächerpalmen, die nur hier oben am Mitchell Plateau gedeihen bilden einen Zauberwald. Ein paar Rauchsäulen am Horizont stören die Harmonie. Kurz darauf kommen uns zwei Landrover entgegen. Sie scheinen auf der Flucht. Ein gewaltiges Buschfeuer habe Kurs auf den Campground genommen. Wenn man 3 Jahre gebraucht hat, um ein sich selbst gegebenes Versprechen einzulösen, kehrt man so schnell nicht um. Erst mal sehen. Simon, der Helikopter-Pilot, der während der Saison

am Carpark des Mitchell Plateau in einem ausgedienten Militärzelt neben einem Berg von Spritfässern haust, nimmt es gelassen. Halb so schlimm meint er, der Fluss sei ja noch dazwischen. Im Zweifelsfall wäre er allerdings auch schnell weg. Wir lassen uns an einem Pool des Merten's Creek unter Schraubenpalmen und hohen River Gums häuslich nieder. Es riecht ein bisschen penetrant nach Rauch und die Sonne verschwindet etwas früher als sonst hinter schwefelgelben Schwaden, aber ansonsten scheinen wir im Paradies gelandet. In der Nacht heulen Dingos ums Zelt und am nächsten Tag hat sich der Qualm beinahe verzogen, auch wenn die Luft diesig erscheint. Wir beeilen uns mit dem Morgenbad im Creek, der Heli wartet. Es wird ein Rausch der Sinne. Die Filme rattern nur so durch die Kameras, aber viel wesentlicher als die bunten Photos sind die Szenen einer beeindruckenden Landschaft, die sich unauslöschlich in unsere Sinne graben. Tief eingeschnittene Gorges mit schroffen Felsabstürzen, blinkende Seen, das glitzernde, türkise Band des Mitchell River, das sich in der Ferne verliert, die Plateaus der Fälle mit ihren vom Wasser polierten, schwarzen Stufen, die engen Täler voll üppigen Grüns. Wir stürzen in Schluchten, scheinen fast die Wipfel der Bäume zu berühren, klettern an den Rändern der Canyons empor, das Donnern des Motors dröhnt von den Felsen zurück, und kurz bevor Simon, unser Pilot, die Kehrtwende einleitet, bei der der Horizont für einen Moment in die Senkrechte kippt, erhaschen wir einen kurzen Blick auf das breite Delta, mit dem sich der Mitchell River am Nordrand des Kontinentes in die Walmesley Bay ergießt. Keine Frage, wen dieses Land gefangen hat, den lässt es nicht mehr los. In der Weite der Landschaft steckt die Idee des 5. Schöpfungstages. Menschen, uns eingeschlossen, stören hier nur. Am Abend sitzen wir auf der trockenen Kante der Merten's Fälle und schauen in der untergehenden Sonne auf das endlose Buschland. Wir erinnern uns an Hans Betrams "Flug in die Hölle", der 1932 nach missglückter Navigation auf der Strecke von Timor nach Darwin, zusammen mit seinem Mechaniker Adolf Klausmann, 60 km nördlich von Wyndham an der unwirtlichen Küste der Kimberleys notwassern muss. Mit wenig Wasser und fast ohne Nahrungsmittel versuchen sie den aussichtslosen Marsch durch das unwegsame Land. Als ihnen die Ausweglosigkeit ihrer Lage bewusst wird, geplagt von Hitze, Durst und Millionen Fliegen, ziehen sie sich in eine Brandungshöhle am Meer zum Sterben zurück. Hier werden sie nach 40 Tagen mehr tot als lebendig von einem Eingeborenen der Drysdale River Mission, dem heutigen Kalumburu entdeckt und schließlich gerettet. Auf unserem Marsch durch dichten Busch zu den Wasserfällen bekommen wir einen kleinen Vorgeschmack auf die Strapazen der unglücklichen Flieger. Gleißend brennt die Sonne vom Zenit herab und es ist gnadenlos heiß. Von der Hutkante tropft unaufhörlich der Schweiß und die Kameraausrüstung und der Rucksack zerren an den Schultern, während ein krabbelnder, summender Fliegenpulk sich um jede freiliegende Körperöffnung balgt. Einzig der Blick vom Rand der Mitchell Falls in bodenlose Abgründe und das grün schimmernde Planschbecken unterhalb unserer abendlichen Aussichtsplattform entschädigen für die Mühsal. Rücklings treiben wir auf den Fluten, schauen durch das lichte Blätterdach in das endlose Blau über uns, wissend, dass es auf der Erde keinen Garten Eden mehr gibt, aber dass dies hier der Vorstellung davon sehr nahe sein muss. Dass Menschen nicht nur der Natur, sondern fast zwangsläufig auch sich selbst im Wege sind, wenn unterschiedliche Kulturen aufeinanderprallen, wird uns ein paar Tage später beim Eintreffen in der Mission bewusst. Father Anscar McPhee, Benediktiner, Schotte und von äußerst humorigem Naturell, führt uns durch die Räumlichkeiten der Kalumburu Mission. Er erzählt uns von der nicht enden wollenden Malaise zwischen Schwarz und Weiß. Seit Anfang des Jahrhunderts führen die Bemühungen der Kirche um eine Kultivierung der Ureinwohner Australiens, wie anderswo auch, zum immer gleichen Resultat: dem Ende der ursprünglichen Lebensweise der Aborigines. Im Museum der Mission verstauben die Insignien einer niedergehenden Kultur. Speerspitzen, Steinäxte, Schilde und Bumerangs kann heute selbst

von den Älteren in der Mission kaum noch jemand herstellen. Was ihnen bleibt, sind die Traumpfade der Ahnen und eine gewisse Renitenz gegen weiße Erziehungsmuster. 25 km nördlich von Kalumburu stoßen wir auf die Küste. "Honeymoon Beach", das Schild am Rand der Piste hat nicht übertrieben. Zwei dickbäuchige Boabs direkt am Strand der Napier Broome Bay, die einzigen weit und breit, wirken auch auf Nichtflitterwöchler durchaus romantisch. Unter der ausladenden Krone eines der beiden Riesen genießen wir den Panoramablick auf die Bucht. Hier steht die Zeit still, das Ende der Welt scheint erreicht. Erhabenheit und Kitsch liegen manchmal dicht beisammen. Es weht ein laues Lüftchen und kleine Wellen plätschern leise gegen den Strand. Langsam versinkt der rote Glutball der Sonne hinter den Klippen. Vom Lagerfeuer sprühen Funken in den Himmel und verlöschen. Es gibt nichts was uns fehlt. Fast könnte man vergessen, dass wir uns hier am entlegendsten und nördlichsten Punkt der Kimberleys befinden. Weit weg von jeder Zivilisation im üblichen Sinne, aber viel näher an den Wurzeln allen Seins.

## Reiseinfo Kimberleys

Anreise: Sieben Fluggesellschaften fliegen mittlerweile von Deutschland nach "down under", Quantas z.B. täglich ab Frankfurt. Für eine Erkundung des Kimberley Plateaus bietet sich Darwin als Zielflughafen an, prinzipiell ist die Reise als Teil einer größeren Australientour aber auch von Perth möglich. **Fahrzeug:** Wir hatten unseren eigene 4VJ19 dabei und er blieb schließlich für mehr als ein Jahr in OZ. Brits, Koala-, Maui und Northern Territory-Rent-a-Car verleihen voll ausgerüstete Buscamper oder Geländewagen zu Tagesmieten zwischen 150,- und 200,- DM. Organisierte Touren zu den Farmen an der Gibb River Road oder den Schluchten im Westen werden von Kununurra und Derby aus angeboten. **Geld:** Cash ist immer gut, in den Städten und teilweise auf den Stations werden auch Kreditkarten und Travellerschecks akzeptiert. Sonst gibt es im Busch wenig Möglichkeiten sein Geld loszuwerden. **Treibstoff:** Benzin und Diesel findet man entlang der Gibb River Road nur auf den großen Homesteads. Der Schnittpreis für Diesel liegt in Australien bei etwa 90 Cents, auf den entlegenen Farmen kann er das- Doppelte oder mehr betragen. **Reisezeit:** Die "Wet" in Nordaustralien hat sicher ihren Reiz, aber für eine Reise in die Kimberleys kommt eigentlich nur die trockene Zeit zwischen Mai und Oktober in Frage. Allerdings sollte man sich zu Beginn der "Dry season" noch auf überflutete Creeks und schlammige Tracks einstellen. Die Temperaturen liegen allgemein zwischen 30 und 40°C, auch nachts fällt das Thermometer kaum unter 20'. **Übernachtung:** Die großen Farmen am Ostrand der Gibb bieten Lodges zur Übernachtung an, aber es geht nichts über ein Zelt oder den "Swag". Für das Campen auf ihrem Terrain erheben die Stations eine geringe Gebühr, im Busch fragt danach natürlich kein Mensch. **Karten:** Gibb River Road und Kalumburu Road wird man nur schwer verfehlen können. Die "Street Smart Touring Map des Department of Land Administration East" und "West Kimberley" bietet eine gute Übersicht über die Region. Detaillierter sind ONC-Karten (Blätter N- 13, N- 14) oder topographische Karten im Maßstab 1:250.000, die man in größeren Städten in Kartengeschäften erhält. **Verhalten:** Buschwanderer sollten genügend Wasser, einen breitkrempigen Hut und Insektenschutz mitführen. Eine gut sortierte Apotheke, Ersatzteile und Werkzeug für das Auto können bei Unvorhergesehenem größeren Ärger ersparen. Und im Wagen sollte immer soviel Platz sein, um seinen Müll auch wieder mitzunehmen.